



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Lie, Bernt: Im Kampf gegen die Übermacht : Roman : Übersetzung von  
Mathilde Mann

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Rom

Ich floh zu euch, ihr seligen Afile  
Geweihten Rauches, blasser Kerzenglut,  
Gedämpfter Psalmen, dunkler Orgelspiele —  
In eurem Dämmer hat mein Herz geruht.

Wenn ohne Leidenschaft auf wogenden Leiern  
Der Knabenchor in offene Himmel schwall,  
Bermengte sich der Sinn den blauen Schleiern,  
Darauf der Abend durch die Fenster quoll.

Und alles Denken sagte ein Betören,  
Und alles Wissen starb den schönen Tod  
Der dunkel hingeschluchzten Selbstvernichtung:

Doch aus der Nacht mit ihren Sternensflöten  
Sank der Erlösung Wein und Wunderbrot,  
Sank mir die Gnade meiner Dichtung.

Albert H. Rausch



10)

## Im Kampf gegen die Übermacht

Roman von Bernt Lie

Berechtigte Übersetzung von Mathilde Mann

„Willkommen, willkommen, mein guter Herr! Sie müssen verzeihen, daß ich Sie heute nicht mit den Hunden empfangen. Aber ich bin, wie Sie wissen, nicht ganz wohl gewesen . . . Ja, ja, Sie brauchen nicht wie ein ertappter Verschwörer auszufahren! Ich lasse mich von meinem guten Isak nicht hinters Licht führen; er hat mit der Sprache herausrücken müssen. Er hat seine Schelte bekommen, was Sie ihm wohl ansehen werden, wenn er aus seinem Versteck auftaucht. Aber ich bin in Wirklichkeit gar nicht erzürnt auf ihn. Ein Besuch von Ihnen, guter Herr Pastor, ist mir immer eine Freude, selbst wenn es auf falsche Voraussetzungen

hin geschieht. Und jetzt, wo wir Sie erwarten durften, haben wir uns auf ein so gutes Mittagessen vorbereitet, wie wir es Ihnen hier im Walde zu bieten vermögen. Setzen Sie sich, setzen Sie sich!"

"Es freut mich unsagbar, Sie so wohl zu sehen . . ."

"Ach, Unfium! Ich bin fünfundsiebzig Jahre alt, mein guter Herr, und kann wohl hin und wieder eine Mahnung bekommen, daß das als ganz beträchtliches Alter gerechnet werden muß. Aber im übrigen bin ich frisch wie ein Baum des Waldes."

Besondere Spuren von Krankheit waren der kräftigen Gestalt auch nicht anzusehen. Die auffallendste Veränderung war, daß er statt der gewohnten Pelzjacke einen Schlafrock aus verschoffener Seide trug.

Und doch glaubte Sören Römer einen ernsteren, finstern Zug über seinem ganzen Wesen zu bemerken.

Nach einer reichlichen Mahlzeit, und während das Feuer lustig sprühte und flammte, machte Sören Römer einige vorsichtige Äußerungen darüber, daß es doch sehr bedenklich sei für Herrn Johannes — in Fällen von Krankheit —, so fern von allen Menschen zu sein . . .

"Wäre es nicht sicherer und besser, wenn Sie ein wenig zu uns da draußen hinausgingen . . .?"

Da legte sich ein Schatten über das Gesicht des alten Mannes. Der Pfarrer wußte sehr wohl, daß jede Andeutung auf seine eigentümliche Lebensweise dem Einsiedler mißfiel. Aber er sprach zu ihm, weil er es für seine Pflicht hielt.

Nach einem kurzen Schweigen antwortete Herr Johannes ruhig, aber mit einem Klang von Bitterkeit wie nie zuvor:

"Nein, ich komme nicht aus meinem Wald heraus. Da draußen liegt das Schreckliche, mein guter Herr: die Wahrheit. Daß wir uns am Ende der Welt befinden, in der äußersten Einöde, die keines lebenden Menschen Fuß betritt, er sei denn ein Heimatloser und Verbannter."

Er hielt inne. Dann fuhr er mit trübseeligem Lächeln fort:

"Ich bleibe in meinem tiefen, tausenden Wald; denn der hüllt mich ein und schließt die Wahrheit für meine Augen und meine Gedanken aus! Ja, Sie haben es selbst gesagt, Herr Pastor, wenn Sie hier hinauskämen, so sei es Ihnen, als wären Sie weit, weit weg, gen Süden versetzt. Und damit meinen wir die Welt, wo die Menschen ihr Heim haben."

"Aber das ist ja doch nur Illusion, — ein Selbstbetrug . . ."

"Nur? Sie müssen die Illusion nicht gering schätzen, mein guter Herr. Denn sie ist das einzige, was uns allen das Leben fristet."

"Da will ich Ihnen aber doch sagen, daß Sie in einem großen Irrtum begriffen sind. Was uns Menschen das Leben des Lebens wert macht, ist das Bewußtsein von dem lebendigen, allgütigen Gott, dessen Auge mit unergründlicher Liebe über unsern Wegen wacht und dessen Vaterarme uns offen stehen durch seinen Sohn, Jesus Christus, unsern gekreuzigten Erlöser."

Es ward still zwischen den beiden Männern. Herr Johannes hatte den Kopf gesenkt, während der Geistliche redete.

"So lautet es, ja!" sagte er endlich, ohne aufzusehen. "Und das ist außerordentlich schön. Es ist lange her, seit es vor meinen alten Ohren erklang. Sanfte Erinnerungen aus alten, längstentschwundenen Zeiten ruft es wach . . ."

"Ja, mein guter Herr, die Illusion ist auch die meine gewesen, wie es die Ihre ist und die von Millionen. Aber schon lange, ach, schon zu lange hat die unbarmherzige Wahrheit sie zertrümmert — wie der Blitz eines Tages den Talisman

in der Hand des wilden Negers zertrümmert und seinen Glauben an dessen Macht und Schutz zertrümmert.“

„Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie an keinen lebendigen Gott glauben?“

Herr Johannes starrte in das Feuer und schüttelte langsam den Kopf.

„Für mich gibt es keinen Gott!“ sagte er leise.

Der Pfarrer betrachtete ihn mit Entsetzen. Er mußte lange kämpfen, um seine Ruhe wieder zu gewinnen, ehe er sprechen konnte:

„Es ist mir unfasslich, wie ein Mann, der sich wie Sie so tief und mit so klaren Augen in die Geschichte der Menschheit, in die Schicksale der Völker und der einzelnen Menschen versenkt hat, — daß Sie nicht innerlich Gottes ewiges Regiment und den siegenden Wahrheitsgang der Religion durch Zeiten und Generationen haben erkennen müssen!“

Herr Johannes schwieg.

Und Sören Römer schwieg.

Endlich brach der alte Mann das Schweigen.

„Herr Pastor,“ sagte er, „dem, der mit wachsamem Auge das Treiben des Menschengeschlechts auf der Erde durch wechselnde Schicksale verfolgt, offenbart sich eine einzige Wahrheit: daß wir geboren werden, leben und sterben. Woraus wir geboren werden, warum wir leben und wozu wir sterben, — davon wissen wir nichts. Große Menschen und kleine, einzelne und Millionen, Kaiser, Könige und elende Fischer, — woraus, warum, wozu? Wir leben unter dem Zeichen der großen Frage — ohne Antwort. Aber dies erzeugt Angst. Und in unserer Angst sucht ein jeder von uns Zuflucht in der Antwort, die unsere Phantasie uns schafft, und lebt in der Illusion, in den barmherzigen Selbsttäuschungen. Der Neger in seinem wilden Urwald klammert sich an seinen Talisman. Der stille Chinese sieht über das lärmende Gewimmel des Lebens hinweg zu seinem Buddha. Wir schuldbeladenen Europäer fliehen zu einem gekreuzigten Verjöhner. Ach, mein guter Herr! Die Religionen der Menschen „offenbaren“ nichts als die Angst der Menschen in wechselnden Formen. Sie sind alle nur der farbenreiche Dunst und Rauch von Phantasien. Die Wahrheit bleibt einsam und ungelöst zurück: Wir werden geboren, leben und sterben.“

„Woraus, warum, wozu? Wir fragen danach, denn es streitet — keineswegs gegen unser Wissen — sondern gegen einen in unserem Wesen begründeten Instinkt, daß keine Absicht, kein Zweck, kein Ziel mit unserm Leben verbunden sein sollte. Auch dies dürfte Illusion sein. Aber wir müssen an einen Zweck glauben. Wir kennen weder sein Wesen, noch seine Art. Wir werden geboren, wir leben und sterben in seinem Dienst . . .“

„Ich wandere in meinem schweigsamen Walde unter den Sternen des Himmelsgewölbes. Wie die Sterne mir in meiner Kindheit himmlische, vertraute Spielgefährten und Schwestern waren, so sind sie mir jetzt Augen, die gleich den meinen in den Raum und in die Nacht hinausstarren — der großen, unbeantworteten Frage entgegen.“

„Aber lassen Sie mich nicht hinauskommen — nach draußen. Denn da ist nichts als die eisige Leere, der Fluch der Einöde.“

„Lassen Sie mich hier sitzen und auf meinen einzigen Freund warten. Er ist auf dem Wege zu mir, und er kommt unverbrüchlich sicher, — wenn er auch finden mag, daß er eine lange Wanderung bis zu mir, dem alten Manne, hat.“

„Ich warte auf den Tod, mein guter Herr!“

Als der Pfarrer am Nachmittag in seinen eigenen Schneeschuhspuren, am Eisufer entlang, talabwärts lief, schimmerte der Mondschein auf dem Wasser und leuchtete streifenweise durch die Tannenstämme in den Wald hinein.

Er war in Gedanken versunken. Seine Seele war bedrückt. Mit unsagbarem Mitgefühl dachte er an den unseligen Unglauben, und sein Sehnen erstreckte sich gen Himmel nach Gottes Kraft und Beistand zu seiner Errettung. Er war so hilflos von ihm gegangen, wie gelähmt in allen seinen Kräften, vor Kummer und Betrübnis; er hatte keine Worte mit Macht und Klang gefunden.

Unten am Fjord angelangt, bestieg er sogleich sein Boot. Der Wind war abgeflaut, aber selbst wenn sie auch zu den Rudern greifen mußten, würden sie sie doch erst gegen Morgen in Maasvär sein können.

Und sie fuhren hinaus in dem blanken Mondlicht. Und der Pfarrer schlieft im Achtersteven. — — —

Als er erwachte, war der Mond untergegangen, und der Tag hatte zu dämmern begonnen.

Sie befanden sich mitten auf dem offenen Fjord. Ein eisiger Morgennebel mit einzelnen treibenden kleinen Schneeflocken schnitt ihm ins Gesicht, als er sich erhob. Die Bootsleute ruderten schweigend. Sie waren nach beiden Seiten weit vom Ufer entfernt und rings um sich her sah er die graufalte See noch in Aufruhr nach der Nordwestbrise vorhin — unruhig und erregt. Hin und wieder mit einem krausen, heftigen Schaumkamm — bis ganz hinaus an den offenen Meeresrand, wo die Finsternis noch am westlichen Himmel, tief über dem Meere, hing.

Verzaußt und fahl geweht, mit einzelnen zurückgebliebenen Schneeflecken in den Spalten, ragten die Felsen auf.

Gerade vor sich sah er Maasvär mit der Landzunge, die die Bucht abschloß; sie war flach und lag noch fast im Dunkeln.

Auf dem ganzen Fjord war kein Leben zu erblicken, in den zerstreut liegenden Hütten war noch kein Licht angezündet.

Eine Reihe schwarzer Scharben schoß auf dem Wege nach der See hinaus an ihm vorüber, dicht über den Wellenkämmen dahin; eine vereinzelt Möwe flog auf den Fjord hinaus, kehrte aber mit einem hungrigen Schrei, gerade über das Boot hinweg um und wandte sich wieder dem Lande zu.

— — — Die schwermütige Stimmung vom vorhergehenden Abend lag noch über ihm wie ein Druck.

Und wie er sich umsah in dem ungasflichen Morgen, bis ganz hinaus an die äußerste, schwarze Felsklippe, mußte er sich selbst zuflüstern, daß der Einsiedler recht hatte: Es war entsetzlich hier!

Die eisige Leere.

Der Fluch der Einsamkeit.

Immer drückender beschlich ihn der Nixmut. Und er empfand Unwillen gegen den alten Mann, der seinen Frieden gestört und Finsternis über sein Auge ausgebreitet hatte. Es war ihm, als sähe er das wohlbekannte Bild vor sich zum erstenmal. Als streckte sich eine eiskalte Hand von dort aus und klemme ihm das Herz zusammen.

Und die Rede des gottverlassenen Mannes tönte in seiner Seele; hier gewann sie Macht, hier stieg ein Widerklang davon aus dem Meer auf, schallte ihm von der nackten Felswand, von dem tief herabhängenden Winterhimmel entgegen . . .

Jetzt tat sich die Maasvärbucht vor dem Bootsbug auf. Er sah die Häuser, die großen, schwerfälligen auf der Handelsstelle, mit einer einsamen Laterne an einem Speicher; und die kleinen Hütten am Strande entlang. Und die hochgelegene

Kirche. Sie schimmerte fahl und blaß mit ihrem verfrorenen Farbenanstrich und den kalten, schwarzen Fensterscheiben.

Im Pfarrhause, das sich nur schwach vor dem Hügel abhob mit seinem Torfdach und der gelben Farbe, — war Licht im Studierzimmer.

Sonina war dort beim Reinmachen.

Sie hatte wohl kaum eingeheizt.

Eine Nacht mit hängendem Raasegel segelte vor der flauen Morgenbrise langsam aus der Bucht heraus.

„Das ist wohl ein Finne?“ meinte einer der Bootskleute.

„Wahrscheinlich. Aber dann muß er über Nacht schwere See gehabt haben, da er hier in die Bucht eingelaufen ist!“

Der Pfarrer hörte nicht, was er sagte. Sein Auge war von der Nacht gefesselt, der sie sich jetzt langsam näherten. Er sah den Ruderer achtern und einen andern Mann, der am Vorsteven beschäftigt war.

Und dies Lebenszeichen bannte gleichsam den Alpdruck, der auf seinem Gemüt lag. Er fühlte, wie ihm das Blut zum Herzen strömte, und seine Gedanken wurden warm und stark.

Er faltete die Hände und beugte sich im Gebet.

Er hatte ein Gefühl gehabt, als sei er in der Nähe des eisigen Entsetzens. Jetzt strich die Nacht dicht an ihm vorüber, der Pfarrer lüftete die Mütze und grüßte freundlich zu dem Ruderer achtern hinauf.

Da wandte er von neuem den Blick dem Licht im Pfarrhause zu und faßte den warmen, festen Entschluß: Jungfer Anne Kathrine zu bitten, seine Frau zu werden und ihm ein Heim in dem kleinen Pfarrhause unter dem Torfdach zu bereiten.

„Ja, — ja! Ein Heim!“

### III.

Wie gewöhnlich war der Pfarrer den Leuten behilflich, das Boot an Land zu ziehen. Dann nahm er selbst seinen Fellsack über die Schulter, den Vorratskasten und die Protokollkiste würden die Bootskleute später hinauftragen.

Er ging schnell an dem Bootschuppen und dem kleinen Häuschen am Strande vorüber und schritt den Hügel zum Pfarrhause hinan. Es war noch halbdunkel, und Soninas Licht flimmerte hell und stark hinter dem Fenster des Arbeitszimmers.

Wenn das Glück gut war und sie das Pfarrboot auf der Bucht gesehen hatte, dann war es jetzt warm! Und vielleicht gab es gar eine Tasse warmen Kaffee . . .! Freilich, viel Hoffnung in der Beziehung machte er sich nicht; Soninas Gedanken reichten nicht weit!

Er klapperte vor Frost und lief die Fliesentreppe hinauf. Ach! Es tat doch wohl, wieder ins Haus zu kommen! Er stampfte den Schneeschlamm auf der Diele von den Füßen und öffnete schnell die Tür zum Studierzimmer. Sonina war nicht da. Aber zu seinem unbeschreiblichen Wohlbehagen und seiner größten Überraschung schlug ihm die Wärme herrlich entgegen. Auf dem Schreibtisch standen seine beiden besten Kandelaber mit vier brennenden Lichtern in einem jeden. Und auf dem kleinen Eßtisch daneben — was für ein neuer und behaglicher Geist war denn plötzlich in Sonina gefahren! Da stand seiner Mutter alter Samowar blitzblank und sauste und sang! Keine Anleitung, keine Bitten hatten Sonina bisher vermocht, den Samowar zu benutzen. Auf dem reinen, weißen Tischuch war ganz zierlich aufgedeckt, da standen Butterdose, Brotkorb, Teller, das feine Teeservice aus China . . .

Über das ganze Gesicht lächelnd entledigte er sich der wärmenden Hüllen. Dann ging er auf die Diele hinaus — und was war denn das? Der Duft gebratenen Fleisches —? Vorhin in der Eile der Ankunft hatte er das gar nicht bemerkt. Und ganz begeistert faßte er an die Küchentür. Aber der Riegel war von innen befestigt.

Es klang so sonderbar da drinnen hinter der Tür. In tiefstem Staunen stand er da, als er Soninas Stimme, halb verlegen, vernahm:

„Wollen der Herr Pfarrer nicht so gut sein und einen Augenblick warten?“

„Ja, ja, ich warte gern, Sonina!“ sagte er und kehrte in die Studierstube zurück. Er zog die Seestiefel aus, warf sie auf die Diele hinaus und ging dann in die Schlafstube.

Auch hier begegneten ihm Wunder.

Über dem Bett lag eine geblünte seidene Decke, die er nicht ausgebreitet gesehen, seit sie über dem Bett seiner Mutter gelegen hatte. Er wußte nur, daß sie in einer der Kisten oben auf dem Boden lag; aber es war ihm nicht in den Sinn gekommen, sie in Gebrauch zu nehmen. Auf dem Waschtisch war alles rein und schimmern, und in einer Kanne stand warmes Wasser. Es lag eine Zierlichkeit und Reinlichkeit über dem Ganzen, daß er keinen Augenblick darüber in Zweifel war, daß Madame Fosses selbst dagewesen war.

Während er sich wusch und sich umkleidete, hörte er Sonina im Arbeitszimmer gehen. Endlich guckte sie zur Tür herein.

„Wenn der Herr Pfarrer jetzt so gut sein wollen?“ sagte sie.

Er steckte die Füße in seine Pantoffel und ging hinein.

Der eine Kandelaber war auf den Esstisch gestellt, und zwischen den Lichtern empor kräuselte sich der Dampf, der der Schlüssel mit Renntierseal entstieg. Er rieb sich die Hände und setzte sich zurecht.

Da tat sich die Tür nach der Diele auf.

„Liebe Sonina, das muß ich sagen, dies ist wirklich — — —“

Er fuhr in die Höhe — sprang so jäh auf, daß der Stuhl hinter ihm umfiel. Jungfer Thorborg Steenbuk von Storslet kam durch das Zimmer auf ihn zu. Sie trug ein blaues eigengemachtes Kleid und einen weißen Kragen um den Hals. Lächelnd kam sie ganz zu ihm heran und reichte ihm die Hand. Sören Römer stand wie erstarrt da.

„Guten Tag, Herr Pastor Römer! Kennen Sie mich denn nicht mehr?“ Die dunkle Stimme klang weich, fast ängstlich.

„Jungfer Thorborg!“ flüsterte er.

„Ja, ich bin es — und kein Gespenst!“ lächelte sie. Als er ihre ausgestreckte Hand noch immer nicht nahm, ließ sie sie sinken und sagte betrübt:

„Finden Sie es so schlimm, mich wiederzusehen?“

„Nein — nein — Guten Tag — und Willkommen! Sie haben mich so überrascht . . .“

Er hielt ihr die Hand hin, und sie ergriff sie warm:

„Ja, meinen Besuch hatten Sie wohl nicht erwartet!“ lachte sie munter. „Ich kam gestern abend mit einer finnischen Nacht. Und Sonina erzählte mir, Sie könnten jeden Augenblick zurückkommen. Und da sind wir früh aufgestanden und haben nach Ihrem Boot Ausschau gehalten und alles zurecht gemacht.“

„Ja, das sehe ich — ich danke Ihnen vielmals . . .“

„Aber jetzt sind Sie hungrig, und jetzt sollen Sie essen, solange es noch warm ist. Dann setze ich mich zu Ihnen und esse auch, und dann, nachher, wollen wir miteinander plaudern!“

Sie setzte sich an die andere Seite des Tisches. Und Sören Römer sammelte den Stuhl wieder auf und setzte sich wieder an seinen alten Platz. Als hätten sie alle Tage so gefessen, reichte sie ihm die Schüssel, schenkte ihm Tee ein und plauderte und schwatzte.

„Wir haben uns gezanft und uns wieder vertragen, Jonina und ich, das können Sie mir glauben. Da war nun zuerst dieser köstliche Samowar, der verstaubt auf dem Küchenbrett stand, und mit dem sich zu befassen sie sich standhaft weigerte. Sie wollte Kaffee kochen, aber ich weiß ja, daß der Pfarrer des Morgens am liebsten Tee trinkt . . . Und dann Ihr Schlafzimmer. Das sah ja aus wie die Deutekabine auf einer Yacht! Jonina mußte die seidene Decke herausrücken, — wie sie sich bei allem sträubte! Genau so, als wenn sie glaubte, daß ich stehlen wolle!“

Und sie lachte laut und aß — und forderte ihn auf, zuzugreifen.

„Ja, Sie kennen mein Renntiersteak wohl noch von Storslet her —?“

„Wie geht es denn auf Storslet?“ fragte der Pfarrer.

„Ich hab' ja nun vierzehn Tage auf dem Meer geschaukelt, auf dieser herrlichen finnländischen Yacht. Aber als ich abreiste, war alles wohl. Das heißt, es herrschte ja eine große Aufregung über mich, als ich so plötzlich nach Tromsø wollte! Hätten sie geahnt, daß es hierher, nach Maasvär, ging, so würden sie mir sicher Grüße aufgetragen haben.“

„Sie wollten nach Tromsø?“

Sie stimmte ihr fröhlichstes Gelächter an:

„Was habe ich wohl auf Tromsø zu tun! Mein Schiffer blieb da zwei Tage liegen; aber ich habe keinen Fuß an Land gesetzt. Der einzige, den ich gern gesehen hätte, war unser guter, gemütlicher Bischof. Aber ich wagte nicht zu sagen, wohin ich wollte!“

„Und wohin — wollen Sie denn? Nach Berlevaag?“

„Ich —? Hier sitze ich ja, Pastor Römer! Die Yacht ist nach Berlevaag gefegelt — Sie können mir glauben, das Plätsier war nicht groß!“

Nach einer Weile legte sie Messer und Gabel hin. Sie stemmte die Ellenbogen auf den Tisch, stützte das Kinn auf die gefalteten Hände und sah ihn lächelnd, ernsthaft an:

„Ich merkte ja, daß ich Sie betrübt und erzürnt hatte — so fern mir auch die Absicht gelegen hatte! Als Sie dann so abgereist waren, da machte mir nichts mehr Vergnügen. Ich versuchte, an Sie zu schreiben, Pastor Römer; aber ich fand nur, daß das Ganze so sinnlos dumm war. Und dann kam der Bischof im Herbst nach Storslet. Und er war im Sommer hier gewesen und erzählte von Ihnen, — wie es Ihnen hier erging. Ich wußte Bescheid über Jonina und ihre Haushaltung und das ungemütliche Pfarrhaus — lange bevor ich gestern Abend hier anlangte. Aber nachdem der Bischof gereist war, konnte ich keinen Frieden mehr finden. Ich mußte an Sie denken, und da fand ich schließlich, daß es das Vernünftigste sein würde, mit Ihnen zu reden . . . Und es mag nun sein, wie es will, da ist vieles, worüber wir reden können. Aber nun bin ich wirklich hier, und nun sollen Sie mich nur für Sie waschen und sorgen lassen — zum Dank und auch — damit ich meine Ungezogenheiten, die Sie vertrieben haben, ein klein wenig wieder gut machen kann . . .“

„Liebe Jungfer Thorborg, — Sie haben sich wirklich nichts . . .“

„Ach, ich weiß es recht gut! Reden wir nicht darüber! Denn das verstehe ich besser als Sie selbst. Aber nun sollen Sie sehen, wie gut und gemütlich es hier in diesem elenden Pfarrhaus werden kann — wenn ich nur ein wenig wirken darf . . .! Sie sind also noch nicht verheiratet?“

„Nein, ich bin noch nicht verheiratet.“

„Ja, denn der Bischof machte solche Anspielungen. Und ich war schon ganz bange, daß ich auf die Weise vielleicht zu spät käme und nichts mehr für Sie tun könnte.“

„Sind — Sie selbst — denn noch nicht verheiratet?“

„Ich, nein! Sie denken an Jenss Kasmussen. Ach nein. Das mit Jens und mir war nur Spielerei. Aber es verlohnt sich nicht, darüber zu reden. Erzählen Sie mir lieber von der, mit der Sie sich verheiraten wollen. Wann soll die Hochzeit sein?“

„Nein, nein, es ist noch nichts Bestimmtes in der Beziehung. Sie müssen den Bischof mißverstanden haben. Ich bin noch nicht verlobt.“

„Noch nicht? Aber dann werden Sie sich bald verloben —?“

„Es schickt sich nicht, daß wir darüber reden. Hier in der Gemeinde ist freilich ein junges Mädchen . . .“

„Ist sie hübsch, Pastor Römer?“

Der Pfarrer sah ihr eine flüchtige Sekunde in die leuchtenden, schwarzen Augen. Unwillkürlich mußte er einen Vergleich ziehen zwischen Anne Kathrines Gesicht . . .

„Die äußere Schönheit hat nichts zu bedeuten, Jungfer!“ sagte er strenge.

„Nein, ach nein! Da mögen Sie recht haben. Die Schönheit, ach, das ist nur Tuz!“

Er mußte, so ungern er wollte, über ihre lächerlich betäubte Miene lachen.

„Sind Sie denn nun satt geworden?“ fragte sie.

„Ja, ich danke! Es war eine selten wohlschmeckende Mahlzeit.“

„Dann decken wir schnell ab.“

Mit Soninas Hilfe wurde der kleine Tisch in die Küche hinausgetragen.

„So, jetzt haben Sie hier in Ihrem Studierzimmer zu tun, — und währenddes machen Sonina und ich uns über die Küche her!“

Sie verschwand mit ihrem muntern Lachen.

Sören Römer blieb mitten im Zimmer stehen.

Es war ihm, als träume er.

Er hörte sie draußen in der Küche wirken, und es war ihm unmöglich, seine Gedanken zu sammeln. Er zog sich an und ging hinaus. Einen langen Spaziergang machte er, den Hügel hinan, am Friedhof vorüber.

(Fortsetzung folgt.)

